



Mediale Verkehrsformen Eine Email-Korrespondenz

Olaf Knellessen (Zürich) und Jan van Loh (Berlin)

Zusammenfassung: Unter dem Stichwort «Übertragung» untersucht die Psychoanalyse Bildungen und Produktionen des Subjekts unter dem Aspekt des Verkehrs, nicht zuletzt des sexuellen Verkehrs. Doch gerade dort, wo es um immer noch verfeinere, technische Übertragungen geht, bei denen sexuelle Wünsche und Phantasien keine geringe Rolle spielen, erklärt sie sich für unzuständig. Die Neuen Medien erscheinen ihr – wie auch die Neuen Sexualitäten – als Bedrohung nicht nur der Psychoanalyse und ihrer Couch, sondern auch des Subjekts, als gespaltenem, schlechthin. In ihrer Email-Korrespondenz gehen Jan van Loh und Olaf Knellessen der Frage nach, inwieweit eine solche Spaltung von Psychoanalyse und Neuen Medien nötig und angemessen ist und ob eine Überwindung möglich erscheint.

Schlüsselwörter: Übertragung, Medialisierung, Neue Medien, Chat

Knellessen Olaf falo@bluewin.ch und van Loh Jan janvanloh@arcor.de

28. Dezember 2012, 10.32 h

Lieber Jan,

die Redaktion des *JOURNAL* hat uns ja gebeten, uns in einem Email-Verkehr über das Verhältnis von Psychoanalyse und Chat auszutauschen. Sie war eigentlich davon ausgegangen, mit mir – als einem die Psychoanalyse immer sehr hoch haltenden Kollegen – einen eher vehementen Gegner einer solchen Verbindung oder gar einer entsprechenden Anwendung einzuladen. Nun interessieren mich die Entwicklungen und die Möglichkeiten der Neuen Medien aber sehr, nicht zuletzt auch in Hinsicht auf deren Bedeutung für die Psychoanalyse. Dazu hat Dein Buch mit Deinen Überlegungen zur Bedeutung der Schrift beim Chat und in der Psychoanalyse viel beigetragen (van Loh, 2012).

Es macht Sinn – finde ich –, dass wir ein solches Gespräch per Email führen, weil gerade diese Form des schriftlichen Austauschs etwas sehr Assoziatives und auch Flüchtliges hat, die dem, was in einer Analyse passiert, ja gar nicht so fremd

ist. Und um Verkehr geht es in dieser Form auch, womit wir nochmals nicht so weit von einem zentralen Thema der Psychoanalyse entfernt wären.

Anna O. hat ja ihre Behandlung bei Freud nicht nur als *talking cure*, sondern auch noch als *chimney sweeping* bezeichnet. Könnte der Chat auch so ein «heisser Ofen» für die Psychoanalyse sein?

Natürlich könnte man – was einschlägig auch getan wird – viele Vorteile anführen, warum der Chat der Psychotherapie und auch der Psychoanalyse nützlich sein könnte: als Einstiegstor für viele, die sonst nie in den Genuss – der es ja hoffentlich werden und sein sollte – einer solchen Behandlung kommen würden, was im übrigen – wie ich gehört habe – auch angewendet wird, um Psychologen und Ärzte in China dafür zu interessieren und sie so für die Analyse anzufixen. Darüber hinaus könnte er als Möglichkeit zur Suchtbehandlung dienen, was von Dir auch erwähnt wurde, und schliesslich als letzte Chance für jene Phobiker oder auch Zwangspatienten, die gar nicht mehr aus dem Haus kommen.

Solche pragmatischen Begründungen haben mich noch nie interessiert – auch für die Psychoanalyse selbst nicht. Als ich vor ein paar Jahren Deine Arbeit – damals war sie noch kein Buch – in die Hand nahm, hat mich schon der Titel begeistert. *Im Spiegel schwebender Zeichen* hatte diese Poesie, die für mich Psychoanalyse auch ist und auch haben muss und die schwebenden Zeichen sah ich nicht nur auf dem Bildschirm vor mir – und in der Tat sogar noch ganz besonders auf dem Bildschirm jener Zeit, als er noch keine grafische Oberfläche, sondern wirklich eine schwarze Fläche war, auf der dann die Zeichen eines nach dem anderen erschienen und nach der Eingabe von Befehlen auch zu tanzen beginnen konnten, gar nicht so unähnlich wie die Schneeflocken hier im Engadin, die ja auch zum Träumen verleiten und die Seele zum Tanzen bringen. Und ich sah diese schwebenden Zeichen nicht nur auf dem Bildschirm vor mir, sondern auch auf der Couch liegend und an die Decke schauend, wo sie ja oft genug zu faszinierenden Bildern werden.

Psychoanalytiker haben ja meist ein eher schwieriges Verhältnis zu den Neuen Medien und zur Technik – auch dann, wenn sie sich in ihrer Anlehnung an die Neurowissenschaften fast selbst zu überholen scheinen. Computer sind inzwischen meist in Gebrauch, bei Handys oder Smartphones ist die Ambivalenz allerdings noch deutlicher zu spüren: Auch wenn man ein solches Teil besitzt, heisst das noch lange nicht, dass es im Rahmen der Praxis auch benutzt wird, und schon gar nicht, dass darüber gesprochen, nachgedacht oder geschrieben wird.

Im Spiegel schwebender Zeichen scheinen den Psychoanalytikern keine Türen auf-, sondern eher alle zuzugehen. So habe ich vor nicht langer Zeit auf einer Tagung vernommen, dass die jungen Leute nur noch am Computer sitzen

und deshalb gar nicht mehr miteinander sprechen. Das hätte verheerende Folgen nicht nur für die Psychoanalyse, weil damit nicht nur das wesentliche Medium tangiert sei, in dem sie sich bewege, sondern darüber hinaus wäre die Bedeutung der Sprache in Frage gestellt, in der sich das Subjekt doch konstituiere. Von anderer Seite wird eingewendet, dass mit dem Computer weniger Sucht behandelt, sondern vor allem gefördert würde – was natürlich in der Praxis ganz und gar nie passiert (sollen wir jetzt hier einen Smiley setzen :-), damit auch alle merken, wie es gemeint ist?) –, wodurch die jungen Leute hinter dem Computer versauern, wenn nicht sogar verhungern, auf jeden Fall ein Verhalten entwickeln, das der Agoraphobie oder der sozialen Phobie, wie man sie heute nennt, schon sehr nahe käme. Also nichts mehr von Poesie, von schwebenden Zeichen. Viel eher der Weltuntergang, auch wenn wir dem gerade ja nochmals knapp entgangen sind.¹

Dazu wird es sicher noch manches zu sagen geben, aber zunächst einmal hat sich der Titel Deiner Arbeit für das Buch, das daraus wurde, noch geändert. Das *Im Spiegel schwebender Zeichen*, hat sich zum weitaus nüchterneren *Schwebende Zeichen* verkürzt. Ist das ein – in der Tat dann – weniger schwebendes Zeichen dafür, dass der übliche wissenschaftliche Betrieb dieser Poesie doch nicht so vertraut? Und weshalb ist es so – wie Du mir mal in einem Gespräch erzählt hast –, dass Du bei Deiner Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen das Handy ganz prinzipiell nicht nur nicht gebrauchst, sondern auch ausschliesst? Traust Du der Sache doch nicht so ganz?

Ich hoffe, dass Du schöne Festtage hattest und ich dachte, dass wir jetzt doch schon mal Anlauf für den Start ins Neue Jahr nehmen könnten. Ich bin also gespannt, was Du meinst.

Mit herzlichen Grüßen

Olaf

28. Dezember 2012, 22.27 h

Lieber Olaf,

vielen Dank für all die lobenden Worte und nun aber ganz schnell zu Deiner Frage nach dem geänderten Titel meines Buches. Das war eine Entscheidung der Redaktion bzw. des Verlages, den Titel griffiger zu machen. Was für sich genommen ja schon wieder sehr viel aussagt über das, was Du Poesie genannt hast.

Im Spiegel schwebender Zeichen war für mich seinerzeit das Kondensat all jener Diskurse, die ich versucht habe, unter einen Hut zu bringen – das Spiegelstadium, die Regression im Zuge des Eintauchens in die «Kommunikation» am Computer, die Materialität des Buchstabens im technischen Medium, die

1 001 Bedeutungen des Begriffs Übertragung, die von Lacan als eine unbewusste Erinnerung im Schwebезustand verstanden wird, die gleichschwebende Aufmerksamkeit, von der Freud annimmt, dass sie auf die Schrift ebenso gut angewendet werden kann wie auf das gesprochene Wort. *Schwebende Zeichen* ist vielleicht nur noch die Hälfte von all dem, denn der Spiegel ist ja unter anderem ein optisches Medium, aber eben auch eine Metapher und auch der Ort, an dessen diffuse Existenz sich unser aller Narzissmus vergeblich zu klammern sucht. «Schuld» an der Verkürzung wäre entsprechend der (Bücher-)Markt mit seinen Gesetzen, bzw. der ganze Bereich Publikation – er ist nicht ganz unwesentlich, denn die Form, u. a. die Lesbarkeit der gedruckten Buchstaben, ist ja integraler Bestandteil einer jeden seriösen Veröffentlichung im gedruckten Medium –, aber ich möchte unter keinen Umständen schlechtes Licht auf den Verlag werfen, denn der hat sehr gute Arbeit geleistet.

Das mit dem Ausschluss von Handys aus dem Therapieraum ist ein Missverständnis. Ich schliesse die Geräte ganz und gar nicht aus, sondern ich fordere die Kinder im Gegenteil sogar dazu auf, sie mitzubringen, genau wie ihre mobilen Spielkonsolen, denn ich möchte ja wissen, mit welchen medialen Inhalten die Kinder tagein-tagaus zu tun haben, vor allem, was für Spiele sie spielen. Und sie haben alle mit diesen digitalen Inhalten zu tun, alle. Aber ich schreibe bzw. beantworte keine SMS, und ich lehne Freundschaftsanfragen auf Facebook ab. Das ist für mich unter anderem die Konsequenz aus einer Beobachtung, die Freud selbst bereits beschrieben hat – wenn auch nur fragmentarisch. Er sagt, dass dadurch, dass ein Patient einen Traum schriftlich fixiert und ihn dann erst mit in die Stunde bringt, bei der Deutung der Zugang zur freien Assoziation versperrt wird. Im Gegenzug analysierte er jedoch seine eigenen Träume, die er zuvor aufgeschrieben hatte. Was kein Widerspruch ist, denn er analysierte sie ja ebenfalls schriftlich. Und das war dann, wie hinlänglich bekannt, ja wiederum möglich und ist bis heute das wichtigste Element im psychoanalytischen Diskurs geblieben. Es gibt in Bezug auf das Unbewusste also so etwas wie die Trennung von oralsprachlichem und schriftsprachlichem Kanal als technische Zustände der sekundären Bearbeitung. Wenn ich nun im Zuge einer Behandlung auf eine SMS reagieren würde, hätte ich das Gefühl, es würde ein schriftlicher Kanal eröffnet, in dem sich ein potentiell anders gelagertes Übertragungsgeschehen zuträgt. Es ist möglicherweise nicht eindeutig zu bestimmen, wie darauf angemessen zu reagieren ist, denn es ist unklar, worum es dann geht, in welchen Kanal es gehört und welchen Wunsch es aufwirft. Was für mich aber ganz und gar nicht heisst, dass man im Schriftkanal das Unbewusste nicht auch antrifft – in jedem Falle bin ich sicher, dass es sich

schriftsprachlich notwendigerweise anders konstelliert als im gesprochenen Wort. Wahrscheinlich bin ich da etwas konservativ, vielleicht sogar orthodox?

Wie dem auch sei. Ich habe viel über die Technik-Skepsis im psychoanalytischen Diskurs nachgedacht. Ohne das jetzt wissenschaftlich belegen zu können, scheint mir, dass das etwas mit der Technikgläubigkeit der Nationalsozialisten zu tun hat, und in sofern eine Reaktion nicht so sehr auf die Entwicklung der Technologie darstellt, sondern auf deren Destruktivität, die von den Nazis so hoch geschätzt wurde. Der Mensch und die Maschine, das ist für die Psychoanalyse in diesem Kontext zu einem Gegensatzpaar geworden, trotz all der Freudschen Metaphern vom psychischen Apparat, der Abwehr, dem Widerstand und der Übertragung als telefonischer Verbindung. Aber geht es nicht auch um den Fortschritt, den wissenschaftlichen wie den technologischen, der uns seit der Erfindung der Psychoanalyse begleitet, und es schwer ist, sich ihm zu stellen? Natürlich haben die Kollegen recht, wenn sie sagen, dass die Kinder und Jugendlichen nur noch vor dem Computer hängen – aber ich habe auch immer vor dem Fernseher herumgehungen und benutze selbst den Computer täglich mehrere Stunden, um meine Dokumentation zu schreiben, um Texte zu bearbeiten, um zu lesen, Videos anzuschauen, Musik zu hören – also um genau das zu tun, was alle anderen Menschen auch tun, es sei denn, sie sind auf einer anderen technologischen Stufe stehengeblieben und hören weiterhin Schallplatten aus Vinyl oder Radio oder Kassetten oder Tonbänder oder gehen ins Kino und lesen Bücher oder Zeitungen – aber das sind auch technische Medien, die seinerzeit, als diese Medien noch so jung waren wie sie selbst, von Kritikern verteufelt worden sind. Man kann sich berechtigtermassen die Frage stellen, ob wir heute nicht alle an und mit einem System arbeiten, das ursprünglich als passive Bewaffnung (der USA im kalten Krieg) konzipiert wurde, und all jene, die ein portables Telefon benutzen, allgemein mobil gemacht hat – dem Internet. Aber ich möchte diesen Umstand nicht werten, denn dann wäre ich kein psychoanalytisch denkender Mensch mehr, könnte den Umstand nicht mehr in seiner Gesamtheit als Teil des menschlichen Seins mit seinem unbewussten Streben nach Wunscherfüllung begreifen.

Die Neuroforschung ist sicher interessant, aber ich bin skeptisch gegenüber ihrem selbst- und technikverliebten Protagonismus. Herr Spitzer hat ja jetzt beispielsweise herausgefunden, dass zu viel am Computer sitzen für Kinder nicht gut ist. Zur Feststellung dieses banalen Umstandes brauche ich allerdings keine Erkenntnisse, die auf der Basis von Forschungsergebnissen beruhen, die in derselben neuronalen Bahn entstanden sind – dem exzessiven Blick auf computer-generierte Bilder. Mir reicht der Blick in die Familien, die ich behandle, um zu

erkennen, dass dieser Sachverhalt, wie auch der, von dem ich im vorangegangenen Absatz sprach (schrieb), im Kern ein Generationenkonflikt zu sein scheint. Die Kinder kennen sich mit den Geräten einfach besser aus als die Erwachsenen, und sie missverstehen die Computer als Beziehungsersatz wie ihre Eltern das Fernsehen oder Herr Spitzer seine (Verzeihung:) gottähnlichen Neuroscan-Maschinen. Neulich habe ich ein 2-jähriges Kind im Kinderwagen sitzen sehen, mit einer Cola-Dose in der Hand. Natürlich denken wir, dass alles immer schlimmer wird, und wir lieben unsere apokalyptischen Phantasien. Aber das Leben wird durch Technik auch besser, denn jetzt können wir dem Auto ja den automatischen Abstand zum Vordermann diktieren und alles mögliche beweisen, den Hirnscans sei Dank. All das ist ohne Computer nicht zu haben. Allerdings traue ich dieser Sache mit der Neuroforschung nicht so ganz, denn sie suggeriert etwas, von dem Du selbst mindestens ebenso gut zu berichten weisst, wie viele andere auch. Aber Du verfügst nicht über die Bildgewalt, und das war und ist auch in jedem Krieg so – wer Bilder erzeugen kann, der hat die Macht über das Publikum. Aber ich frage mich, ob es nicht die Maschinen sind, die etwas erzeugen helfen, das uns etwas suggeriert – egal ob beim Chatten oder bei der Neuroforschung. Wir trauen dem Gerät mehr als unserem gesunden Menschenverstand. Ich glaube, da gibt es viele Missverständnisse, die gar nicht ausgeräumt werden sollen – wie überall. Dazu vielleicht ein Buchtipp: *Neuromythologie* von Felix Hasler (Hasler, 2012).

Aber jetzt habe ich ja noch gar nichts über das Chatten geschrieben. Und über Anna O.s «heissen Ofen» auch nicht. Ich kann darüber ja immer nur theoretisch etwas sagen, finde aber die Praxis viel interessanter. Du hast mir mal von einem Fall erzählt, in dem über das Smartphone ein Übertragungsinhalt zum Vorschein kam. Wie war das? Nachdem er aufgetaucht war – wie bist du danach weiter damit umgegangen?

Viele herzliche Grüsse,

Jan

29. Dezember 2012, 20.28 h

Lieber Jan,

um Gottes Willen, es ging mir gar nicht um den Verlag – und ich bin sehr froh, dass er Dein Buch so schön gedruckt und gemacht hat – und will auch nicht auf der Sache mit dem Spiegel herumreiten. Aber schade finde ich es deswegen, weil es sich beim Spiegel um ein virtuelles Medium handelt, in dem etwas erscheint – und zwar eben genau das, was man gar nicht immer so unbedingt sehen möchte. Da kann ich nicht anders als den wunderschönen Spruch von Bruce Willis zu zitie-

ren, den ich so mag, der in einem seiner Action-Filme am Morgen – verkatert und zerschlagen wie meistens – vor dem Spiegel stehend zu sich sagt: «Ich kenne Dich zwar nicht, aber ich rasier' Dich trotzdem!» Das ist ein – ja, ist es das schon? – ein Dialog, wie es ihn nur in einem amerikanischen Streifen geben kann, der zudem die Philosophie – ich weiss natürlich, dass ich masslos übertreibe – der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts auf den Punkt bringt. Also nur schon deswegen ist es schade, dass der Spiegel herausgefallen ist.

In ihm zeigt sich nämlich die Gebrochenheit, die uns immer wieder anschaut und angrinst und den Sinn zum Blödsinn macht. Das lässt sich – ganz entgegen ihrer Absicht – über die Neurowissenschaften sagen, die sich ja ganz seriös geben und sich sehr um den grossen Sinn bemühen, geballten Blödsinn zu produzieren. Der zum einen darin besteht, dass erforscht wird – wie Du es ja so schön zeigst –, was man ohnehin schon weiss, was zudem in Bezug auf psychoanalytische Theoreme, wie beispielsweise dem der Verdrängung, auf eine Art und in einem experimentellen Setting passiert, das nun mit Verdrängung überhaupt gar nichts zu tun hat, der darüber hinaus auch darin besteht, dass Dinge versprochen werden, die einzuholen die Neurowissenschaften kaum in der Lage sein werden.

Das allein wäre unter Umständen insofern ziemlich ärgerlich, weil es sehr viel Geld kostet und Ressourcen der Wissenschaft beansprucht, die man sich auch gut anders verteilt vorstellen könnte. Vor allem aber ist der Glaube stossend, dass man da auf eine substanzielle Basis rekurrieren könnte, die etwas Unmittelbares, als Natur nicht weiter Hinterfragbares, hat. Das übersieht ziemlich eklatant die Medialität der Bilder, mit denen man es dort zu tun hat. Die Neurowissenschaften sind vor allem eine Produktionsmaschinerie von Bildern. Von Bildern, die sowohl als Interpretationen überhaupt erst entstehen, wie auch ohne Interpretationen überhaupt keine Aussagen machen können. Darauf hat auch Bruno Latour hingewiesen, wenn er in Bezug auf die Bilder, die die Wissenschaft gebrauche und schaffe – womit zunächst einmal gar nicht diejenigen der bildgebenden Verfahren gemeint waren – und dem Bezug zur Realität folgendes sagte: «Die Wissenschaften sprechen nicht von der Welt. Sie konstruieren künstliche Repräsentationen, die sich immer weiter von der Welt zu entfernen scheinen und die sie dennoch näher bringen» (Latour, 1996, S. 197)².

Womit wir zur Frage der Übertragung kommen, die ja nun wirklich auch eine der Medialität ist ...

Ganz sicher hast Du recht damit, dass Übertragung auf verschiedenen – wenn man so will – Kanälen ablaufen kann und dass sie dabei jedes Mal auch anderen, spezifischen Gesetzmässigkeiten unterliegt, aber gleichzeitig glaube ich

– und da wäre ich wohl anderer Meinung als Du –, dass darüber hinaus Übertragung gerade auch den Wechsel zwischen diesen Kanälen meint. Was natürlich nicht heisst, dass sie sich nicht auch vornehmlich auf einer sprachlichen Ebene abspielen kann – aber auch dann wird ihre Bedeutung gerade in dem Bruch liegen, den Bruce Willis mit seinem Kater so präzise formuliert hat. Übertragung ist ja ganz sicher das Geschehen, das sich zwischen Subjekt und Objekt und natürlich auch vice versa zwischen zwei Subjekten abspielt, aber es ist dieses Geschehen als eines, das sich auf allen Kanälen abspielen kann und abspielt: ganz sicher im Sprachlichen – wie zum Beispiel bei den Fehlleistungen, aber auch in allen anderen sprachlichen Produktionen, bei denen die wissenschaftlichen nun gar nicht ausgeschlossen sind, was auch an den Neurowissenschaften und ihrer Bilderproduktion zu sehen ist –, aber eben auch in allen Bildern, die nicht nur die der Träume und nicht nur die der so genannten Flashbacks nach wiederum so genannten traumatischen Ereignissen sind, sondern auch die der Kunst und all der Vorstellungen, die uns begleiten; die sich darüber hinaus natürlich auch in körperlichen Bildungen ausdrücken können, wie wir sie von der Hysterie und von der Hypochondrie, aber auch von den verschiedensten Phänomenen körperlicher und sexueller Umwandlungen her kennen, bis hin zu den Objektivationen in den Dingen, wie sie Rudolf Heinz beispielsweise beschreibt, wenn er sagt, dass der Brückenphobiker eine grosse und sehr treffende Sensibilität für die trieb- und schuldhaften Konflikte hat, die sich in einer solchen Konstruktion, wie es die Brücke ist, nicht nur niedergeschlagen, sondern sie gleichsam gebaut haben, vor denen man sich gerade durch den scheinbar unproblematischen Gebrauch zu schützen versucht, bis hin zu den sozialen Konstruktionen, die sich in Institutionen und Strukturen darstellen, wie nicht zuletzt auch der Ödipuskomplex einer ist (Heinz, 2011).

All das sind – so würde ich das sehen – Übertragungen und zwar Übertragungen als mediale Effekte, bei denen sich ein unbewusster, triebhafter Konflikt in die verschiedensten Ebenen trägt und diese dann auch so gebraucht und formt, dass sie eine Darstellung dieses Konflikts ermöglichen, beziehungsweise durch diese Darstellung überhaupt erst zu diesem Medium werden, das sie dann auch sind. So hat Pontalis (Pontalis, 1998) darauf hingewiesen, dass die Bilder des Traums sich der Notwendigkeit wie auch der Möglichkeit verdanken, dem Schrecken des Todes zu entrinnen, indem man ihn, den Tod, als Bild, das man sieht, auf Distanz bringt, auch wenn man ihm dabei gleichzeitig ausgeliefert ist, was ja auch den Schrecken ausmacht, den Träume immer auch bedeuten.

Übertragung ist also – würde ich sagen – immer auch Medialität, ein mediales Ereignis, das eben gerade nicht nur auf einer Ebene sich abspielt. Natürlich

kann man versuchen, dieses Geschehen – und das ist ja das, was die Analyse auch zu tun versucht – sprachlich zu fassen und sie damit auf diesen Kanal – wenn man so will – zu bringen und auch zu fixieren. Aber dennoch bleibt die Bemerkung von Freud nicht von ungefähr und spricht genau dieses Phänomen an, wenn er schreibt, dass sich der Analytiker auf den Analysanden und auf sein Unbewusstes einstellen soll wie ein Receiver des Telefons zum Teller eingestellt ist, weil er damit die Analyse als mediales Ereignis bezeichnet.

Ich kann natürlich bestens verstehen, dass es manche und gute Gründe gibt, dass man sich mit Analysanden und Patienten zum Beispiel nicht in *Facebook* oder an anderen Orten treffen will, das ist gar keine Frage. Aber das heisst nicht, dass man dabei dem Wechsel zwischen verschiedenen Medien entkommt, der Übertragung immer auch ist. Wie gesagt ist der Körper ein Medium, das für die Hysterie eine zentrale Rolle spielt, das Ritual und auch andere Formen sozialer Institutionen sind solche, die für und in der Zwangsneurose eine grosse Rolle spielen.

Also deshalb nochmals zurück zu Deiner Bemerkung: Warum trennst Du den oralsprachlichen und den schriftsprachlichen Bereich so strikte in Deiner Sichtweise und in Deinem Verständnis von Behandlung, wo Du Dich gerade für das Chatten nicht nur interessierst, sondern ihm auch ein Verständnis gegeben hast, das gerade im Ineinander und Auseinander von diesen beiden Kanälen liegt und Du es so auch fruchtbar für das Übertragungsgeschehen gemacht hast?

Einen schönen Abend und ganz herzlich

Olaf

30. Dezember 2012, 16.58 h

Lieber Olaf,

ich glaube, erstens, dass eine Brücke nicht nur gebaut wird, um die Angst vor der Tiefe zu überwinden, sondern auch, weil man über den Abgrund rüber will, den sie überspannt. Ich bin sicher, dass es ganz wichtig ist zu differenzieren bei doppeldeutigen Termini. Vielleicht bin ich da zu pedantisch und deutsch-unlocker, aber wenn es um die psychoanalytisch verstandene Übertragung geht, die sicherlich medial im Sinne eines Zwischenzustandes ist, so gibt es doch auch andere Auffassungen von dem, was «medial» meint. Da ist zunächst einmal die soziologische Auffassung der Massenmedien, dann aber auch die technische Auffassung von Apparat und Sendung, und dann gibt es auch noch die parapsychologische, in der bestimmte Menschen als Medium im wahrsten Sinne des Wortes benutzt werden. Ich bin nicht sicher, ob ich genau sagen kann, welchen medialen Begriff Du verwendest, wenn es um die Übertragung geht.

Macht es einen Unterschied, wenn man technische Medien in den analytischen Kontext einbezieht, ich meine, in die Behandlung (und das muss man, denn sie sind im Sinne von Watzlawicks Kommunikations-Paradigma automatisch einbezogen)? Das Übertragungspotential variiert je nach Gebrauch der technischen Medien erheblich, würde ich sagen. Wenn ein Kind bei mir in der Therapie sein neues Smartphone zeigt, dann hängen da ja Sachen dran wie «guck, ich bin auch cool, und das sollst du wissen», die ihre Geschichte vom fehlenden Selbstwert erzählen und sich im wesentlichen um den Fetisch drehen. Ich frage die Kinder, ob ich auch mal gucken kann, und manche lassen mich das heilige Gerät dann nicht anfassen, andere wollen, dass ich es nehme und mir ansehe. Aber neben dieser sakral-transzendentalen Komponente hat es auch immer etwas Phallisches an sich. Die Benutzung dieser neuen Geräte mit den Touchscreens erinnert mich immer an die Masturbation, das Petting.

Aber halt, das sind ja inhaltliche Zuschreibungen, die ich gerade vorgenommen habe, Deutungen, die meinem Verständnis, meiner Umgebung entsprungen sind. Aber ich kann deswegen jetzt noch nicht sagen, ob das für meinen Patienten auch so ist. In jedem Fall: Ich finde es ein besprechenswertes Thema im Rahmen einer Therapie – welche Beziehung hat der Patient, und welche habe ich selbst zu welchem Gerät als libidinös besetztem DING? Welchen Stellenwert hat diese Beziehung zum Gerät? Wie bedeutsam ist es im sozialen Kontext – zum Beispiel als Statussymbol? Dann aber auch: Was mache ich, was macht der Patient oder die Patientin mit seinem tragbaren, phallischen Fetisch? Dann: Was machen wir beide damit gemeinsam? Und dann – wie machen wir es? Irgendwie liegt da Koketterie in der Luft, es wird frivol, findest Du nicht? Wie machen wir es? Mit oder ohne (Video)? Wo machen wir es? Im Zug oder bei einer Party? Alle rennen ständig mit ihren Telefonen vor der Nase durch die Gegend und befriedigen ihre Wünsche – sollte man meinen. Nebenher spiegeln sie sich, und manchmal wird das DING auch als Schminkspiegel benutzt.

Mir ist wichtig, dass hinter diesen ganzen Abstufungen von Übertragungsinhalten immer ein Code rattert, und ich finde es schwierig, wenn darüber nicht auch mal geredet wird. Denn die programmierten Umgebungen geben vor, was wir tun können, und damit auch, was wir denken. Die Frage, ob sich unser Sein durch die Maschinen verändert oder nicht, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Als ich mich mit den Chats beschäftigt habe, stand dahinter meine Erfahrung, die darin bestand, dass ich einem Wesen begegnet war, dem ich mich trotz enormer räumlicher Distanzen sehr nahe fühlte. Das war sehr schwer zu verstehen, aber es war sehr berührend und später auch sehr schmerzhaft. Mit später meine ich die Zeit, als

aus der Schrift erst die Stimme und aus der Stimme schliesslich Körper geworden waren, mein eigener inklusive. Da hatte sich schon etwas getan in der Zwischenzeit und auf den Ebenen der Begegnung. All die Illusionen, die im Zuge des Chattens, also auf der körperlosen Stufe entstanden waren, zerfielen irgendwann wie das intelligente Wasserwesen aus James Camerons Abyss-Film, als irgend jemand die Luke zuschlägt, den Arm des Wesens abtrennt, das Wasser einfach herunter fällt und einfach nur noch Wasser ist. Genau wie im Film war das unumkehrbar. Die schöne Illusion, die ganze Übertragungsliebe war in sich zusammengebrochen und ich verstand nicht warum. Zwar spüre ich sie heute noch, aber bekanntlich reicht das oftmals nicht aus, um glücklich zu werden. Und all das nur wegen ein paar Buchstaben auf einem Bildschirm, die etwas herbeiriefen, das gleichzeitig da war und nicht da war, und noch dazu KEIN Spiegelbild, sondern allerhöchstens im Rahmen einer Metapher als ein Spiegel umschrieben werden konnte. Entscheidend ist seither für mich letztlich nicht nur, ob man dem anderen im Spiegel einen Auftrag im Namen des Ich geben kann (rasier' dich!), sondern wie man sich selbst gemeinsam mit einem anderen im Spiegel anschaut.

Also da sind die Buchstaben, und da ist das DING, beide mit ihren Spuren von Transzendentalität und Erotik, und dann sind da die Imaginationen und das, was wir Sprache nennen. All das dreht sich um das Begehren. Aber jedes Einzelne auf einer anderen Umlaufbahn. Wenn wir sprechen, dann rutschen sicherlich Signifikanten aus dem Unbewussten durch – aber wären es dieselben, wenn Du oder ich sie schreiben würden? Ein junger Mann, den ich mal in Behandlung hatte, war zwischen 13 und 17 ein extremer Computerspielzocker gewesen, und irgendwann hat er mir dann gegenüber gesessen und sehr betroffen erzählt, dass er das unter anderem deswegen, zwar weniger, aber immer noch macht, weil er seine Einsamkeit dann nicht so spürt. Das hat mich sehr berührt. Ich glaube, wenn ich mit ihm zusammen gezockt hätte, mich also in den gleichen Kanal begeben hätte, um dort Therapie mit ihm zu machen, hätte er mir von seiner Einsamkeit möglicherweise auch erzählt, vielleicht sogar schon viel früher, aber es wäre nicht in der Weise emotional besetzt gewesen, wie es dann hilfreich und klärend für uns beide gemeinsam war. Ich möchte nicht über andere urteilen, aber ich habe anhand von weiteren Erzählungen anderer Patienten und auch von Freunden und Bekannten den Eindruck gewonnen, dass es vergleichsweise leicht ist, im Rahmen einer schriftsprachlichen, computervermittelten Interaktion emotional auszuweichen, zumal, wenn sie parallel zu einer oralsprachlichen verläuft. Die Beziehung wird irgendwie diffus, weil der Code sich seinen Ort notgedrungen mit erstreitet – wodurch die Beziehung einen virtuellen Zusatz verpasst bekommt, auf den jeder

Einzelne jederzeit ausweichen kann, wenn es ihm zu viel wird. Wenn das bewusst abläuft und im Rahmen eines guten Rapports genutzt wird, ist das sehr schön und stellt eine therapeutische Ressource dar. Aber wenn nicht – dann verändert sich ja gar nichts, oder? Im Gegenzug hat man als Bewohner dieses Planeten in dieser Epoche möglicherweise das Gefühl, die Beziehung zum so genannten anderen ist nicht vollständig, wenn man sich nicht auch SMS gegenseitig schreibt. Was dann analog zum Begriff des vollen Sprechens bei Lacan zu verstehen sein könnte.

Meinst Du das mit dem Ineinander und Auseinander von Schrift und Speak?

Mit allerbesten Wünschen für das kommende Jahr und einem weiteren herzlichen Gruss aus Berlin,

Jan

31. Dezember 2012, 16.58 h

Lieber Jan,

natürlich kann man sehr verschiedene Arten von Übertragungen unterscheiden und ich will auf keinen Fall – ganz im Gegenteil – bezweifeln, dass die unterschiedlichen Technologien und Umstände sich auch auf das Geschehen selbst auswirken. Gleichzeitig haben sie die Gemeinsamkeit, dass es immer auch um Übertragungen geht: zwischen Apparat und Sender, vom Jenseits über das parapsychologische Medium ins Diesseits – wie es mit den Massenmedien aussieht, könnte ich mir noch überlegen. Es werden Botschaften übertragen, womit wir psychoanalytisch natürlich auch bei Laplanche (Laplanche, 1988) wären, bei dem die Botschaften rätselhaft sind, insofern sie nicht verstanden werden können, weil sie ein unbewusstes Begehren zum Ausdruck bringen. Unbewusst nicht einfach nur für den Empfänger der rätselhaften Botschaft, das Kind zum Beispiel, das sie vernimmt ohne sie verstehen zu können, rätselhaft auch für die Mutter, insofern sie von dieser Botschaft ihres Begehrens nichts weiss, die sich mit der Pflege, der Sorge und der Liebe dem Kind mitteilt.

Diese Botschaft kann nun auf sehr verschiedenen Wegen übermittelt werden: in der Sprache, in Handlungen, in Spannungen, indem bestimmte Dinge so und so geregelt werden – also auch in Einrichtungen – oder auch in Dingen, die sie für das Kind – oder auch jemand anderen – macht. Dies wären die Medien, in denen sich die Botschaft überträgt. Womit wir bei den Beispielen wären, die ich das letzte Mal angeführt habe.

Hier könnte man dann noch – vielleicht auch erst später in diesem Mail und vielleicht auch überhaupt erst später – erwähnen, was dann die Sache noch etwas pointiert, dass das Objekt eben auch ein Medium ist. Dies nicht nur im

parapsychologischen Sinn, sondern in einem durchaus psychoanalytischen, dass sich in ihm auch etwas konkretisiert, in ihm auch etwas bildet, was durch diese rätselhaften Signifikanten nicht nur in Szene gesetzt, sondern auch geformt wird.

Und wenn Du verschiedene Beispiele dessen anführst, was Kinder alles mitbringen und zeigen können und wie sie das dann zeigen und was sie Dir dazu sagen und Dir dabei erlauben oder auch nicht erlauben, dann würde ich sagen, dass in dem, was sie zeigen, in dem, wie sie es zeigen, in dem, was sie damit wollen oder nicht wollen immer auch etwas mit übertragen wird, das über das, was konkret gesagt und gezeigt wird, hinaus geht und in ihm gleichzeitig mitschwingt. Und insofern – da bin ich ganz und gar einverstanden – ist es auch nicht von ungefähr, was gezeigt wird und in welchem Medium sich das dann abspielt.

Dass bei dem allen eben nicht zuletzt auch Liebeswünsche und Begehren übertragen werden, das zeigt ja Dein berührendes Beispiel wunderschön. Es zeigt, wie sehr über dieses Medium und in diesem Medium des Chats sich eine Liebesgeschichte entwickeln und abspielen kann. Dass sie dann so verlaufen ist, ist traurig und furchtbar schmerzlich, aber – das muss man ja konzedieren – es ist ein Verlauf, den es nicht nur bei und in diesem Medium des Chats gibt. Aber man kann ganz sicher vermuten, dass in der – wie Du es ja in Deinem Buch auch sehr schön nicht nur angedeutet, sondern auch gesagt hast – Situation einer durch die fehlende Präsenz deutlich abgeschwächten Unmittelbarkeit eine Intensivierung der Beziehung, der Wünsche und des Geschehens stattgefunden hat. Was für dieses Medium vielleicht spezifisch ist – auch wenn es keinesfalls nur in diesem Medium der Fall sein kann –, aber gerade dadurch auch auf etwas verweist: nämlich darauf, wie sehr Liebesverhältnisse – was wir als Analytiker ja durchaus wissen – auch Übertragungen sind, von Wünschen, nicht zuletzt unbewussten Wünschen und damit verbundenen Konflikten, was dann freilich eben gerade nicht heißt, dass sie von denen befreit werden müssten, vor denen gerettet werden müssten, sondern dass sie diese Liebesbeziehungen eben auch ausmachen, in ihrer ganzen Triebhaftigkeit, die dann diesen oder jenen Ausgang nehmen kann.

Insofern wäre ich mit Deiner Bemerkung ganz einverstanden, dass es darum geht – wenn man es so sagen will –, sich selbst gemeinsam mit einem anderen im Spiegel anzuschauen, wenn man dabei nicht ganz, aber schon immer wieder auch, aus dem Auge verliert, dass dieses Selbst eben immer ein gebrochenes ist, wovon Bruce Willis erzählt hat, und dass auch dieses Gemeinsame natürlich nicht nur als Gemeinsames, sondern manchmal ganz besonders als Gebrochenes existiert.

Vielleicht ist es so wie Du vermutest, dass es computerschriftlich leichter ist auszuweichen. Das kann schon sein und wäre nicht prinzipiell zu bestreiten.

Aber es ist sicher so, dass man sich auch in diesem Medium – wenn man das will oder wenn man es geschehen lassen kann – durchaus auf solche Geschichten, auf Liebesgeschichten, einlassen kann. So wie Du es ja auch erlebt hast. Der Ausgang einer solchen Geschichte ist offen – so wie er das ja immer ist. Und vielleicht wird sie durch die Intensivierung der Wünsche und des Begehrens auch brisanter wie Du das ja wohl erlebt hast. Was aber nun sicher nicht heissen muss, dass es damit unmöglich würde – ganz im Gegenteil würde ich sagen.

Dazu möchte ich Dir die Episode aus einer Therapie erzählen, nach der Du schon im vorletzten Mail gefragt hast. Ich wollte dort noch nicht mein Pulver verschliessen, aber da heute Silvester ist, kann ich natürlich das Feuerwerk zünden, sofern es eines ist. Mir auf jeden Fall hat diese Sache ziemlich Spass gemacht, ich fand sie total spannend.

Ein Patient, der mit mir auch immer wieder über elektronische Gadgets sprach, kam meistens ziemlich offen und freudig in die Stunden, begann auch etwas zu erzählen und den Kontakt herzustellen, aber dann brach das Sprechen ab und er wurde immer in sich gekehrter und auch bedrückter. In der Zeit als er sich in eine schöne, junge Frau verliebt hatte und dabei immer unglücklicher wurde, kam es zu folgender Episode. Er schickte mir spätabends, schon nachts, ein MMS von sich wie er in den Bergen auf einer Wiese liegt und offensichtlich sehr zufrieden in die Sonne blinzelt. Ich sah das Bild und fragte ihn – ohne viel dabei zu denken – zurück, wer denn da neben ihm liegen würde. Es kam keine Antwort, was weiter auch kein Problem war. In einer der nächsten Stunden berichtete er dann auf meine Frage hin, wann seine psychosomatischen Symptome zum ersten Mal aufgetreten seien. Das war damals, so erzählte er, als er als Junge mit seiner Mutter, deren Freundin und deren Kinder auf einer Wanderung in den Bergen in einem Gletschergebiet war, wo es zunehmend unwegsam wurde und sich das Wetter immer mehr verschlechterte. Seine Mutter wurde immer unruhiger, ängstlicher und panischer, bis sie schliesslich einen Helikopter anrief, der sie aus dieser Situation befreite. Auf meine weiteren Nachfragen erwähnte er den Tod seines etwas mehr als ein Jahr jüngeren Bruders. Der war – einjährig – bei einem Autounfall ums Leben gekommen, bei dem die Mutter am Steuer sass und wohl auch schuld war. Der Patient war der Meinung, dass er mir davon schon erzählt hatte, was aber mit ziemlicher Sicherheit nicht der Fall war. Es war eine ziemlich verrückte Geschichte und es wurde mir klar, dass meine Frage auf sein MMS nicht von ungefähr gekommen war, weil nun klar wurde, wer neben ihm lag und liegt: sein verstorbener Bruder, sein Bruder, der nicht mehr da war. Von da an ging es ihm schlechter und er zog sich noch mehr zurück. Diese Stimmung verband sich

natürlich auch mit der Situation mit seiner Freundin, die sich zunehmend so konstellierte – im übrigen auch über elektronische Medien und Social Media –, dass er sie als ständig Abwesende und sich Entziehende nicht nur empfand, sondern sie zu dieser machte und auch selbst immer mehr aus der Situation der Abwesenheit heraus mit ihr in Verbindung trat. In dieser Zeit, in der er noch mehr Mühe bekundete, in den Stunden reden zu können, fragte er mich einmal per SMS, ob wir nicht eine Stunde im Chat machen könnten, weil es ihm so schwer falle zu sprechen. Das Schreiben ginge leichter. Ich antwortete ihm, dass das von mir aus prinzipiell möglich sei, wir müssten es vielleicht das nächste Mal besprechen. Was wir dann auch taten und so kam es zu dieser Stunde im Chat. Die für mich – vom Medium her – neu und ungewöhnlich war, an die ich mich auch erst gewöhnen musste und in der ich durchaus auch die physische Präsenz vermisste, in der sich dann aber ein Gespräch entwickelte, in dem er mir Dinge erzählen konnte, von denen er bisher noch nicht gesprochen hatte. Wie er z. B. an seiner Freundin hängen würde, wie er sich nach ihr sehne, gleichwohl nie an die Beziehung glauben könne und immer damit rechne, dass sie weg sei oder weg gehen würde. Und so weiter.

Es war eine ziemlich markante Episode in dieser Therapie, weil sie ihm – so schien es mir – auch das Sprechen eröffnete. Und für mich war es eine hochinteressante Erfahrung: zum einen diese Stunde selbst, zum andern aber auch die Vermutung und der Gedanke, dass hier medial – mit MMS und im Chat – das verlorene, tote Objekt in Szene gesetzt wurde und wie sehr er sozusagen von dessen Position aus redete und sprach, wie er sich in dessen Position – ohne es zu wissen – immer wieder fand: in seiner Beziehung, in den Stunden, in verschiedenen anderen Szenen der Übertragung, was ich hier jetzt nicht alles ausführen kann.

Interessant an dieser Stelle ist zum einen, dass es eben gerade die «schriftsprachliche, computervermittelte Interaktion» war – wie Du es genannt hast –, die es ihm ermöglichte zu sprechen, zum anderen, dass es ganz sicher kein Zufall war, dass dies genau in diesem Medium auch so deutlich wurde, weil das Medium, das worum es ging, sozusagen verdeutlichte, beziehungsweise verdoppelte, weil in diesen Medien – des Chat, des SMS oder MMS – deutlich wird, wie sehr man von einem Ort der Abwesenheit und des Nicht-Zugänglichen spricht. Wie sehr man von ganz woanders spricht, als man es selbst weiss, als es der Patient in unserem Fall selbst wusste.

Die Übertragungsdynamik hat sich in diesen Medien – so könnte man sagen – verdoppelt und damit eines deutlich gemacht: wie sehr die Psychoanalyse ein mediales Ereignis ist, wie sehr Analytiker – viel mehr als sie das in der Regel selbst wissen oder es sich eingestehen – eigentlich Spezialisten für Medien sind.

Das fand ich ziemlich faszinierend. Und es ist natürlich auch das, was ich mit dem Ineinander und Auseinander von Schrift und Sprechen, mit der Verschränkung der verschiedenen Medien meinte.

Und damit – das ist Timing – werde ich jetzt gerade rechtzeitig fertig, um mich für die Silvester-Sause parat zu machen und um Dir ebenfalls einen feuerwerksmässigen Übergang ins Neue Jahr und für das alles, alles Gute, viel Glück und viel Erfolg zu wünschen.

Bis nächstes Jahr also und liebe Grüsse

Olaf

2. Januar 2013, 18.51 h

Lieber Olaf,

Dir auch ein erfolg- und erkenntnisreiches Neues Jahr.

Du hast sehr recht – Liebesgeschichten wie die, von der ich erzählt habe, tragen sich auf alle möglichen Weisen zu. Aber nur im Netz kann man sich kennenlernen, ohne sich zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu spüren, als reines Selbst aus Sprache und dem Rhythmus, den sie birgt – obwohl das heute, glaube ich, inzwischen viel weniger passiert als früher, weil alles viel zielgerichteter geworden und von Bildern durchsetzt ist. Zu meiner Zeit kam mir das mit dem Kennenlernen eher beiläufig vor, heute ist es der Grund, warum die Leute ins Netz gehen. Und es ist auch sehr schön, wie du schreibst, dass Übertragungen die Liebesgeschichte ausmachen – denn sie machen sie ja nicht nur anfangs aus, sondern auch am Ende, wenn der Computer abgeschaltet wird. Wenn ich mich recht erinnere, hat Steve Jobs mal gesagt, dass er Angst vor dem Aus-Knopf hatte – deswegen haben seine Geräte keinen.

Die Fallgeschichte, die Du berichtest, ist aber noch interessanter.

Was sich daran deutlich erkennen lässt, ist der Umstand, dass die so genannten *Neuen Medien* dazu führen, dass Menschen sich eher öffnen, wenn sie diesen Kanal benutzen; diese Beobachtung ist auch an anderer Stelle immer wieder berichtet worden. Das ist für sich genommen eine zentrale Frage, denn es wurde immer wieder darüber gemutmasst, ob das etwas mit der Anonymität zu tun hat. Dein Fall zeigt ja ganz deutlich, dass Ihr euch kanntet und es trotzdem funktioniert hat. Von daher würde ich sagen, dass der Bezugsrahmen nicht auf die konkrete inhaltliche Übertragung gerichtet ist, sondern darauf, die Schwelle herunterzusetzen. Wenn sie auf den konkreten Inhalt eine Auswirkung gehabt hätte, hätte Dir der Patient möglicherweise erzählt, dass er immer schon am liebsten an einem Bildschirm gesessen hat, oder wie jemand immer über eine Gegensprechanlage

mit ihm geredet hatte, den er gar nicht kannte (wie die modernen Babyphones mit Video etwa), oder sonst etwas im Prinzip Maschinelles. Ich habe in meinem Buch versucht, diesen Sachverhalt anhand der auf Balints Philobatie-Oknophilie-Theorie (Balint, 1960) aufsetzenden Auseinandersetzung von Thrills am Computer zu erfassen. Ganz grob zusammengefasst könnte man sagen, dass der Computer das Regressionsverhalten unterstützt, weswegen die Beteiligten eher bereit sind, sich zu äussern – egal, ob sie das Gegenüber kennen oder nicht. Ob es tatsächlich auf das Schreiben im Unterschied zum Sprechen ankommt, ist nicht auszuschliessen. Aber ich glaube, dass es vor allem die im Licht schwebenden Signifikanten sind, die die Regression fördern, weil sie, wenn man so möchte, ja letztlich auf das wohlige Schweben im Mutterleib zurück verweisen.

Dann gibt es da diese Ungereimtheit, dass Dein Patient der Überzeugung war, Dir das im schriftlichen Kanal Berichtete bereits erzählt zu haben, Du aber sicher warst, dass er es nicht erwähnt hatte. Ungeachtet dessen, wessen Version die Richtige ist, scheint es eben genau darum zu gehen – auch sonst in dem Fall: wer hat etwas schon erwähnt oder nicht, während er denkt, dass der andere es ja eh weiss –, was im Zusammenhang mit den Neuen Medien allerdings wirklich eine interessante Sache ist, denn da kann man ja praktisch immer alles nachsehen, was man von sich gegeben hat und was nicht. Einerseits ist es also leichter, in die Regression auszuweichen, andererseits aber sind wörtliche Fakten da, denen man nicht aus dem Weg gehen kann. Womöglich ist es genau dieser widersprüchliche Aspekt der technischen Medien, die Deinen Patienten dazu angeregt haben, diese Form zu wählen: Er konnte sowohl emotional ausweichen als auch die Fakten berichten. Da er, wie du sagst, medienaffin ist, wusste er um den Umstand dieser Widersprüchlichkeit unbewusst wahrscheinlich sehr gut Bescheid. Vielleicht schämte er sich aber auch – auch für seine Anhänglichkeit und die darin enthaltene Angst, die Bindung zu verlieren. Dass er sich auch seine Freundin über ein soziales Netzwerk gesucht hatte und viel von ihrer Kommunikation über das Netz ablief, ist da nur folgerichtig.

Aber es zeigt auch, dass die Kommunikation im Netz – dazu zähle ich jetzt auch das Spielen von animierten Figuren-Computerspielen – zwar zum einen eine Wunscherfüllung darstellt, dabei aber der zentrale Aspekt des Begehrens unerfüllt bleibt – die stabile, belastbare Beziehung zu einem Objekt, das dem eigenen Begehren standhält – ohne Aus-Knopf. Beim Ballern werden Aggressionswünsche befriedigt und gleichzeitig wird Zeit überbrückt, in der der Spieler sonst nicht weiss, wie er sich beschäftigen soll, um nicht ins Grübeln zu verfallen. Das kann der Computer bieten. Ich habe es bisher immer so verstanden, dass das Begehren selbst

eigentlich gar nicht übertragen werden kann, sondern nur auf ein anderes Begehren trifft, das dieses zu stillen bereit ist. Die schriftlichen oder auch die gesprochenen Signifikanten sind sozusagen die Kupplung der begehrenden Subjekte. Aber das Begehren des einen erreicht den anderen nie in der Sprache, so wie das Begehren des anderen den oder die eine nie erreicht. Allerdings können die Botschaften, die in der Lage sind, dieses innere Feuer zu vermitteln, zugleich immer und nie ankommen. Das Begehren versucht stets, sich mit anderen Begehren zu vereinen. Aber das geht nur teilweise mit einem sprachlichen Geschehen einher. Wenn es nicht körperlich werden kann, sich die Signifikanten nicht auch ins Fleisch eintragen, fließen die verschiedenen Begehren nicht zusammen, sondern es scheint dem falschen Selbst nur so, was es aber allein nicht entschlüsseln kann. Allein Todeswünsche werden im Netz immer befriedigt, denn das, was den Kanal des Schwebens bereitstellt, ist eine Maschine, die nicht lebt. Was ja auch bei deinem Patienten auftaucht – in Gestalt des toten Bruders und den abgewehrten Schuldgefühlen der Mutter, die Dein Patient von sich selbst fernhält, um sich zu schützen.

Der Rechner ist, und das ist ein weiterer wesentlicher Unterschied zum psychoanalytischen Gespräch, ein materieller und auch ein Sprache manipulierender Dritter. Denn der Rechner ist niemals nur ein Rechner, sondern immer ein Verbund von Rechnern – und auch wenn sie nicht leben und nicht intelligent sind: Keine Spezies hat sich schneller auf der Erde ausgebreitet.

Mir ist all das auch eben erst in der Weise klar geworden, und das ist etwas Faszinierendes – die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben.

Wem soll ich dafür jetzt dankbarer sein – dem Computer oder Dir?

Viele Grüsse,

Jan

5. Januar 2013, 14.05 h

Lieber Jan,

Ja, vielen Dank für Deine schöne Formulierung – Du weisst ja, das ich eine gewisse Poesie liebe –, so würde ich es auch sehen: Liebesgeschichten sind immer auch Übertragungen und Übertragungen auch immer Liebesgeschichten, weshalb es ja nicht einfach darum gehen kann, die Übertragungen loszuwerden. Und sie hören nicht auf, wenn man den Computer abschaltet, so wenig wie sie aufhören, wenn man auseinander geht. Im Kleinen nicht und im Grossen nicht. Was im übrigen auch Freuds Konstruktion des Unterschieds zwischen Trauer und Melancholie fragwürdig macht, der ja vor allem darin besteht, dass es in der normalen Trauer aufhört – und das verlorene Objekt vollkommen und restlos ersetzt wird –, wohin-

gegen es in der Melancholie nicht aufhören würde. Das ist eine Unterscheidung, die er später – in einem Kondolenzbrief an Binswanger zum Tod von dessen Sohn (Freud & Binswanger, 1992, S. 222) – auch revidiert hat, an der man aber bis heute nicht zuletzt in der ständigen Diskussion über Trauerarbeit und Depression, die sich ja auch in die ganze Traumatheorie fortsetzt, festhält.

Und gerade das, was Du so schön formuliert hast, dass es eben nicht aufhört, wenn der Computer abgestellt wird – und dies ist natürlich ganz konkret, aber auch im «übertragenen» Sinn zu verstehen –, gerade das verweist ja auf den medialen Charakter der Geschichte, der Liebesgeschichte, der Übertragung. Es geht nicht einfach um das Unmittelbare und um das Konkrete, es geht nicht einfach um die Präsenz, sondern um das, was von dieser Unmittelbarkeit abgelöst ist und sich auch ständig von ihr ablöst.

Das ist ja auch das, worauf Deine Gedanken diesmal hinausgelaufen sind, womit sie geendet haben. Mit Deiner Paraphrasierung der Kleist'schen Verfertigung der Gedanken beim Reden selbst: im Schreiben – was ja durchaus auch im Sprechen passiert und wir erleben das ja nicht zuletzt auch immer wieder bei unseren Deutungen, die einmal begonnen immer weiter gehen können und uns zu irgendetwas bringen, an das wir zuvor noch gar nicht gedacht haben. Das sind ja die schönsten Momente, diese Momente, wo wir auch selbst überrascht werden von dem, was passiert und was sich uns auch ereignet – im Schreiben, das ja ein ebenso mediales Ereignis ist, gehen die Gedanken auch immer weiter und weiter und setzen sich fort, nehmen einen eigenen Weg und entfernen sich mit sich selbst von sich selbst und es öffnet sich dabei etwas, von dem wir zuvor noch nicht wussten, dass es das gibt, es führt uns wohin, wo wir zuvor noch nicht waren.

Und das hat doch etwas damit zu tun, dass wir uns auf dieser Ebene, auf dieser medialen Ebene bewegen, die sich von der Unmittelbarkeit der Dinge gelöst hat. Das ist ja nun sicher das, was Lacan meint, wenn er sagt, dass wir in der Sprache existieren. Es ist das, was es uns ermöglicht, fliegen zu können – so wie es Dir bei Deiner Verfertigung der Gedanken gegangen ist. Mit unseren Gedanken, mit unseren Worten.

Aber es ist natürlich auch so, da bin ich vollkommen mit Dir einverstanden, dass es dabei nicht zu einer vollen Befriedigung, zu einer vollen Erfüllung – im Fleisch, wie Du schreibst – kommen kann, nicht von ungefähr spricht Lacan von einem vollen Sprechen und nicht von einer vollen Befriedigung, was bei Freud ja auch in der Unerfüllbarkeit des Wunsches angelegt ist, so wie er sie und ihn, den Wunsch, im 7. Kapitel der *Traumdeutung* beschreibt.

Deshalb bin ich auch nicht so sicher, ob es stimmt, dass – wie Du schreibst – «die neuen Medien dazu führen, dass sich die Menschen öffnen» (s. oben). Ich glaube, dass es auch da solche Eindeutigkeiten nicht gibt, auch wenn man sie immer sucht und auch gerne auszumachen bereit ist – worauf ich noch kommen werde. Es ist ja auch bei dem Patienten, von dem ich erzählt habe, nicht einfach so, dass er sich öffnet, sondern so, dass er sich gleichzeitig auch verschliesst, zum Beispiel in dem, dass er nicht kam oder nicht kommen konnte, dass diese Nicht-Präsenz die Bedingung dafür war, etwas von ihm zu präsentieren, was er zuvor so nicht konnte. Ich würde es nicht einfach so sehen, dass die neuen Medien nun die Erfüllung und die Lösung dieser und solcher Probleme mit sich bringen würden. Das glaube ich so nicht. Aber es ist sicher so, dass sich in ihnen diese und ähnliche Situationen neu konstellieren können, dass sich in ihnen die Grenzen zwischen dem, was man zeigt und was man verhüllt, neu verschieben und anders figurieren, dass es zu neuen Formen dieses Verhältnisses kommt, dass es dabei dazu kommt, dass dieses Verhältnis sich neu schreibt.

Und dass es genau in diesem Punkt der Ablösung von einer Unmittelbarkeit gar keinen so grossen Unterschied, gar keinen so fundamentalen Unterschied zwischen der psychoanalytischen Situation und der gibt, wie sie sich in den neuen Medien konstituiert. Beide verweisen auf dieses Schweben der Signifikanten – wenn man so will –, das sich uns am Bildschirm zeigen kann, aber auch in den Bildern, die wir an der Decke oder sonst wo sehen, wenn wir auf der Couch liegen. Dass es also in der Sprache um eine Ablösung von der Unmittelbarkeit geht – um den Mord an der Sache –, dass es aber auch das ist, was in den neuen Medien sich wieder und neu konstituiert und figuriert: diese Ablösung aus einer Unmittelbarkeit. Weshalb mir der Generalverdacht auf Pathologie, der von der Psychoanalyse und nicht zuletzt auch von den Lacanianern gegenüber den neuen Medien und anderen Formen in diesem Kontext erhoben wird, ganz und gar nicht einleuchtet. Im Gegenteil müsste man sich angesichts dieser Phänomene doch eher fragen, ob das Reden und Geschwätz von Pathologie in diesem Zusammenhang so nicht auf ähnliche Art unterlaufen und damit auch beendet werden müsste, wie es Freud in Bezug auf die Neurosen getan hat, indem er in dem psychischen Geschehen, das sich da zum Ausdruck brachte, Hinweise und Grundlagen für den Aufbau, für die Struktur des psychischen Apparats überhaupt erkannte. Was natürlich nicht – auch bei Freud war ja das nun wirklich nicht der Fall – mit einer Verleugnung des Leidens einher gehen muss und einher geht.

Aber vielleicht ist die Weltuntergangsstimmung, die da auch immer wieder verbreitet wird, der Verlust der Sprache, des Symbolischen und seiner Ordnung,

der Verlust der Verdrängung als zentraler Kategorie für die psychische Struktur des Subjekts, doch auch etwas überdreht und mehr Ausdruck dessen, wie eindimensional diese theoretischen und praktischen Positionen geworden sind. Für mich scheint es im Gegensatz dazu hochinteressant, welche Hinweise uns diese Erfahrungen auch für das Verständnis dessen geben können, womit wir es zu tun haben und was wir tun.

Was im Übrigen gar nicht heissen muss – das meine ich um Gottes Willen auch überhaupt nicht und dazu bin ich viel zu gerne und auch viel zu leidenschaftlich Psychoanalytiker –, dass man das psychoanalytische Setting aufgeben und es sozusagen in die neuen Medien, in den Chat zum Beispiel oder internetbasiert verlagern müsste. Das meine ich überhaupt nicht, und das war auch nicht der Sinn meines Beispiels. Denn in dieser Behandlung gab es durchaus auch noch andere Inszenierungen – mit Anwesenheiten und Abwesenheiten im Wartezimmer und auch mit Anrufen auf dem Handy und eben nicht auf dem Festnetz, wo ich zum Beispiel sehr gut erreichbar bin –, die Hinweise darauf gegeben haben, wie sehr der Patient immer wieder und ganz zentral in seinen Beziehungen von diesem Ort des abwesenden Bruders aus spricht, und wie diese Abwesenheit des Objekts eine ganz ausschlaggebende Bedingung für seine Liebesbeziehungen ist. Es ging mir nicht darum zu sagen, dass das Verständnis dieser Übertragung allein über Handy und Chat möglich geworden wäre. Aber es ging mir darum, dass diese Übertragung sich in diesen Medien verdoppelt und genau als mediales Ereignis artikuliert hat. Was – also zumindest für mich – ein faszinierendes Erlebnis und auch eine Erfahrung dessen war, womit wir es immer wieder bei dem zu tun haben, was wir da machen.

Und insofern könnte man sich wirklich fragen, ob Heinrich von Kleist mit seinem Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* nicht in der Tat auch schon von dieser medialen Konstellation gesprochen hat.

Ganz herzlichen Dank für diesen Hinweis, das Neue Jahr lässt sich in der Tat gut an.

Mit lieben Grüßen

Olaf

7. Januar 2013, 09.18 h

Lieber Olaf

es ist etwas Seltsames passiert seit meiner letzten Mail – es hat sich eine Übertragungsblase gebildet, in deren Inneren die Vorstellung entstand, du könntest mir erst jetzt wieder schreiben, weil Dir das, was ich über das Begehren geschrieben

habe, sauer aufgestossen sein könnte. Ich war von diesem Gedanken nicht besessen, und er hat mich nicht weiter beschäftigt – aber gegeben hat es ihn.

Das damit etwas überspitzt angesprochene Phänomen einer Übertragung im Internet hat zum Einen etwas mit meiner auch von Dir angedeuteten Erfahrung zu tun, dass das Thema neue Medien für viele Psychoanalytiker ein rotes Tuch ist. Weil sie sagen, was Du sagst – dass es alles ein Verfall der Sprache ist. Andererseits sagt es viel über mich und meine Befürchtungen aus, von denen im Internet, glaube ich, in ähnlicher Weise sehr viele Menschen erfüllt sind: der Angst, die fragile Beziehung zum Gegenüber zu verlieren. Bei uns ist es etwas anderes, weil wir uns ja auch persönlich kennen. Aber selbst dann heisst das ja nicht, dass es für immer so bleibt. Damit ist meine Befürchtung – eben überspitzt – auch Ausdruck einer Internet-Hysterie, einer digitalen Einbildung und damit von etwas, das sich eben nicht im medientechnischen Sinne überträgt. Oder hättest Du das geahnt, wenn ich es Dir nicht gesagt hätte?

Ich finde, nicht nur Psychoanalytiker sind anmassend, wenn sie sagen, dass die neuen Medien pathologisch sind, denn sie beanspruchen eine Deutungshoheit auf das, was Sprache oder Medien richtigermassen ist, ohne dass sie Literaturwissenschaftler oder Linguisten oder Sprachwissenschaftler sind. Wenn sie es wären, wüssten sie, dass Sprache SCHON IMMER auch Schriftsprache bedeutet, und Schriftsprache SCHON IMMER eine Medientechnik ist. Ohne das alte Testament, dem ältesten Schriftmedium der westlichen Kultur, gäbe es nicht nur kein Christentum, sondern auch keine bürgerliche Gesellschaft und auch keine Psychoanalyse, die ja historisch just in dem Moment entsteht, da das alphabetische Monopol durch die Entwicklung von Film und Grammophon aufgebrochen wird.

Was hilft es also den Analytikern, den Verfall der Sprache oder der menschlichen Beziehungen zu bejammern, am Ende noch den Verfall der Sitten? Moralische Fragestellungen gehören doch angeblich gar nicht ins Repertoire eines Analytikers. Es ist verwunderlich, dass diese Maxime ausgerechnet immer in den Fällen aufgegeben wird, wenn Computer ins Spiel kommen: bei der Neuroforschung und wenn es um die Kommunikation im Internet geht. Kann es sein, dass da etwas ganz anderes betrauert wird, was man dann den neuen Medien anlastet, weil sie so schön allgegenwärtig und unpersönlich sind?

Sicherlich ist vieles bedauerlich am gesellschaftlichen Bedeutungsverlust der Psychoanalyse, doch der Kern des Ganzen ist eine existentielle Angst vor dem Abrutschen in die Bedeutungslosigkeit. Die neuen Medien sind aber weder der Eisberg, der den Kurs der Psychoanalyse kreuzte, noch das Meer, in dem sie

befürchtetermassen versinken wird. Wenn überhaupt, ist ein rigides Paradigma und eine narzisstische Selbstüberschätzung der Grund für einen Untergang.

Aus dem, was du sehr deutlich und richtig schreibst, ist hinlänglich deutlich geworden, dass die Existenz der neuen Medien nicht das Problem sein könne. Wenn dem wirklich so ist, kann man allen verteufelnden Psychoanalytikern mit Lacan eine Vogel-Strauss-Taktik bescheinigen und ihnen die Federn aus dem Schwanz ihrer Verleugnung rupfen. Technik und/oder Technologie ist zwar immer Ausdruck von Verlust und Distanz, doch die können ja in der Masse überwunden werden, wie es zu den wunschhaften Objekten noch passt, die diese Technologie deswegen verwenden, weil alle anderen sie auch verwenden. THERE IS NO WAY BACK – es gibt kein Zurück. Schwierig wird es, wenn in New York keiner mehr zu seinem Shrink geht, sondern einige wenige nur noch mit ihm telefonieren, wodurch die Technologie nicht mehr länger nur Freudsche Metapher für einen inter-psychischen Zusammenhang, sondern zum Kerngeschäft der Behandlung wird. Aber – ist Dir schon mal aufgefallen, dass es keine Videotheken mehr gibt? Die haben sich im Strudel des Breitband-Internets aufgelöst. Aber Bibliotheken, die gibt es noch, und sie sind voller Menschen (die dort am Internet sitzen). Neulich habe ich mit einem Fachverkäufer in einem Computerladen geredet und wild mit ihm darüber diskutiert, ob es gut oder schlecht ist, dass in die neuen Rechner überhaupt keine mechanischen Laufwerke für DVDs oder Ähnliches mehr eingebaut werden. Es kommt bald alles nur noch über das Netz, jeder Film, jede Radiosendung, alles. Die Menschen gehen irgendwann gar nicht mehr vor die Tür. Auch nicht mehr, um sich irgendwo auf die Couch zu legen, um dort die eigene Distanz zu den Dingen oder Menschen zu erleben, die nur noch am Rechner oder vor dem Fernseher sitzen, der längst mit dem Internet verheiratet worden ist. Ist das die Angst?

Ich vertraue auf die Menschen und ihre Bedürfnisse nach Beziehung und Bedeutung, und auf die sexuellen Triebe, die von technischen Medien sowieso nur unvollständig befriedigt werden können.

Aber ich vertraue in gewisser Weise auch auf die Psychoanalyse und ihre Fähigkeit, sich dem, was sie umgibt, zuzuwenden, um es zu verstehen. Die Parallelität von geschriebenem und gesprochenem Wort ist eine Herausforderung, der man sich nicht nur stellen kann, sondern muss. Denn die Entwicklung der Sprache ist unaufhaltsam, und sie entsteht unter anderem aus der Veränderung der medientechnologischen Trägersysteme. Auch ein Buch ist ein solches Trägersystem, und man kann es nur lesen, wenn man Lesen gelernt hat. In genau dieser Weise muss man auch die neuen Medien lesen lernen, und indem wir dies hier schreiben, tragen wir zur Lesbarkeit der neuen Medien hoffentlich auch ein wenig bei.

Anhand der Schrift ist eine ganz andere Art der Suggestion möglich als im gesprochenen Wort, da der Erzähler in der Schrift immer Teil der Erzählung ist. Wenn sich das dann in Echtzeit zuträgt, verleiht das den erscheinenden Worten eine göttliche Dimension, wie den von Geisterhand geschriebenen Buchstaben an der Wand im Buch Daniel. Aber hatte Freud nicht prognostiziert, dass sich unsere Gottähnlichkeit immer weiter steigern wird? Ich finde, dass es angesichts dessen gar nicht verwunderlich ist, dass bestimmten Menschen Angst und Bange wird, wenn der Mensch nicht nur beinahe göttlich geworden ist, sondern auch, wenn diese scheinbare Göttlichkeit nur durch den Einsatz einer Maschine möglich wird ...

Doch halt: Gottähnlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit Göttlichkeit. Es sind Attribute und Techniken, die uns etwas suggerieren, das wir möglicherweise gar nicht möchten. Unter anderem, dass wir uns mit den extremen Formen beschäftigen sollen, wenn jemand z. B. seine Körperteile über das Internet verkauft oder sich als Kind ausgibt, oder gar, dass in diesem Medium, das die Gottähnlichkeit hervorbringt, Therapie betrieben werden soll. Ich finde sehr bemerkenswert, was du gesagt hast – dass Du gar nicht Therapie über das Internet zu betreiben beabsichtigst –, aber wenn der Wunsch des Patienten so stark ist, dass die technischen Medien zu einem Teil der Therapie werden, dann hat das schon seine Berechtigung. Deswegen muss man als Therapeut wissen, was um einen herum vorgeht, wer einem Konkurrenz macht und womit, oder? Das Internet macht der Therapie auf jeden Fall Konkurrenz, nicht nur dadurch, dass der abwesende Andere inzwischen jederzeit verfügbar gemacht worden ist. Sonst hätten manche Analytiker wohl nicht so eine Angst davor. Bei der Gelegenheit möchte ich auch erwähnen, dass ich in diversen Aussagen von Kollegen zum «Medium Internet» einen fast schon paranoiden Unterton heraus gehört habe. Das macht mir Sorge – weil ich finde, dass diese Form der Angst vor diesem Teil unseres Lebens der Realität nicht angemessen ist. Und weil es mir scheint, als sei es mehr eine Angst vor der eigenen Phantasie als vor irgendetwas anderem.

Du hast diese Angst ja aber offenbar nicht. Das finde ich sehr beruhigend.

Viele herzliche Grüße,

Jan

8. Januar 2013, 13.18 h

Lieber Jan,

vielen Dank für Deine wunderschöne Übertragungsblase. Auch dieser Ausdruck ist wieder so poetisch und voller Spiel, dass er sofort klar macht, dass es gar nicht darum gehen kann, eine solche Übertragung aufzulösen, indem man

hineinsticht, sondern nur darum, sie schweben zu lassen und zum schweben zu bringen. Und es passt auch so sehr, weil ich gerade zu der Zeit mit Packen und dann mit der Reise aus den Bergen ins Unterland beschäftigt war und in der Tat alles am liebsten in der Schwebelage gehalten hätte. Wunderbar!!!!

Und natürlich hast Du auch Recht, dass es bei all diesen Weltuntergangsstimmungen in der Psychoanalyse um die Angst vor einem Bedeutungsverlust geht. Wobei wir den doch gar nicht so fürchten müssten. Ich habe gerade wieder zwei Texte von Peter Passett (Passett, 1991, und Passett, 2013) gelesen, in denen er – anhand eines Fallbeispiels – zeigt, wie sehr sowohl die Anziehung wie auch die Zurückweisung zu unseren Liebesbeziehungen gehören, dass die Liebe mit dem Hass verbunden ist und dass das eine nicht einfach das ganz andere des anderen, sondern seine Kehrseite ist. Von daher ist auch der drohende und auch immer wieder eintretende Bedeutungsverlust Teil dieser Wichtigkeit und dieser Bedeutung, die die Psychoanalyse für den Einzelnen, aber auch für das Verständnis der Kultur hat.

Als Analytiker wissen wir ja, dass wir auch immer wieder zum Abfall werden und werden müssen. Denn in diesem Abfall verdichtet sich das Begehren und der Trieb, der – wie Freud es schon so schön formulierte – das Objekt adelt. Insofern hat der Abfall durchaus seinen Reiz und dass der Analytiker im Gang der Analyse auch zu diesem wird, adelt auch ihn, macht ihn erst zum Analytiker, würde ich sagen. Das kann dann eine erstaunliche und auch wieder faszinierende Wende nehmen, wenn man dieses Verhältnis – wie Michael Turnheim es einmal in einem Gespräch getan hat – auf die Institution anwendet, die Psychoanalytiker ausbildet. Dann nämlich stehen nicht einfach die jungen und angehenden Analytiker mit der Frage zur Debatte, ob sie es gut und ob sie es richtig machen, was meistens der Fall ist, sondern die Institution selbst, die diese jungen Analytiker hervorbringt. Und dann würde es bei diesem Produkt nicht darum gehen, dass alles in Ordnung und aufgeräumt ist, sondern vielmehr darum, inwiefern man auf Seiten der Analytiker wie auch auf Seiten der Institution in der Lage ist, diesen Abfall zu sein und ihn auch anzunehmen.

In diesem Sinn bin ich ganz Deiner Meinung, dass man den drohenden Verfall – so es denn einer sei – auch gar nicht so fürchten muss. Ganz im Gegenteil habe ich grosses Vertrauen in die Psychoanalyse, dass gerade sie als Spezialistin für die Übertragung und damit für das Mediale in der Auseinandersetzung mit den neuen Medien nur gewinnen kann, dass sie auch den Abfall – von Bedeutung – gut überstehen wird, weil genau dort der Trieb und das Begehren situiert ist.

Diese Abfälle werden dem, was wir machen, keinen Abbruch tun. Ganz im Gegenteil, sie werden es bereichern. So wie wir überhaupt durch unsere Patienten und Analysanden bereichert werden. Auch dann, wenn sie mit uns ins Netz gehen ...

Lieber Jan, die letzten Meldungen von der Redaktion lassen verlauten, dass wir den uns gewährten Raum schon um einiges überschritten haben, was sie uns aber netterweise – herzlichen Dank – zugebilligt haben. Natürlich hätten wir noch lange weitermachen können – und werden es, so hoffe ich, auch tun. Es war ein Genuss und hat richtig Spass gemacht, mit Dir am Bildschirm *im Spiegel schwebender Zeichen* hin und her zu schreiben. Und ich hoffe, dass es uns ein wenig gelungen ist, dafür zu plädieren, die Dinge da wirklich in der Schwebelage zu lassen, weil das doch genau der Zustand ist, der diese neuen Medien und die Psychoanalyse verbindet.

Nochmals vielen, vielen Dank und liebe Grüsse

Olaf

8. Januar 2013, 17.45 h

Lieber Olaf

es gibt gar nicht mehr viel dazu zu sagen – oder eben sehr viel. Nur noch ein Hinweis: Inzwischen ist es ganz und gar nicht mehr zeitgemäss, sich gegenseitig E-Mails zu schreiben. Beim nächsten Mal müssten wir uns überlegen, welche halbwegs einheitliche und einsehbare Variante der Kommunikation wir wählen, wenn wir auch weiterhin mit der Zeit gehen wollen ...

Von diesen Zwängen abgesehen war unser Digital-Dialog auch für mich sehr anregend und hat mich auf viele neue Gedanken gebracht! Dafür vielen herzlichen Dank nach Zürich und bis bald!

Jan

Literatur

- Balint, M. (1960): *Angstlust und Regression*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Freud, S. (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt a. M.: Fischer (1972).
- Fichtner, G. (Hrsg.). (1992). *Sigmund Freud – Ludwig Binswanger, Briefwechsel 1908–1938*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Hasler, F. (2012). *Neuromythologie. Eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung*. Bielefeld: transcript.
- Härtel, I., Knellessen, O. (2013). Die Beziehung auf optimal stellen? Von und mit medialen Objekten. *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* (in Vorbereitung).

- Heinz, R. (2011): *Hinführung zu einer Psychoanalyse der Sachen (Pathognostik)*. Düsseldorf: Peras Verlag.
- Laplanche, J. (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie*. Tübingen: edition diskord.
- Latour, B. (1996). *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Passett, P. (1991). Das obligat widersprüchliche Verhältnis des psychoanalytischen Denkens zum Zeitgeist. Ein Plädoyer für die wiederzugewinnende Souveränität psychoanalytischen Denkens. *Psyche*, 3, 193–227.
- Passett, P. (2013). Das Lächeln der Auguren. In O. Knellessen & P. Schneider (Hrsg.), *Verführung, Aufklärung und Souveränität, Festschrift für Peter Passett*. Zürich (in Vorbereitung).
- Pontalis, J.-B. (1998): *Zwischen Traum und Schmerz*. Frankfurt a. M.: Fischer-Verlag.
- van Loh, J. (2010). *Schwebende Zeichen*. Berlin: Kadmos-Verlag.
- van Loh, J. (2012). Narziss, Ödipus, Ha-Shem oder Von der Talking Cure zur Curing Technology. Anmerkungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und neuen Medien. *Psyche*, 8, 752–762.

Anmerkungen

- 1 Für den 21. Dezember 2012 ist nach dem Maya-Kalender der Weltuntergang angesagt gewesen, dem wir zum Glück oder zum Unglück – je nach Perspektive – entgangen sind.
- 2 Nach unserer Email-Korrespondenz hatte ich ein interessantes Gespräch mit einem Kollegen, der neurowissenschaftliche Forschungen macht. Er hat mir erzählt, dass es ihn interessiere, wie sich besonders signifikante, emotionale Momente in Behandlungen im Hirn abbilden, wie sie sich übertragen würden. Das nun schien mir ein interessanter und ganz anders gearteter Aspekt zu sein, weil es da zum einen um die Frage des Bildes und des Abbildes, zum andern auch um Formen von Übertragungen geht, die in unserem hier gegebenen Zusammenhang ja auch im Zentrum stehen.